

(Nachdruck verboten.)

17]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Wissen Sie was, wir gehen in ein Café und plaudern noch ein Stündchen,“ sagte Grabaus zum Bruder Marie Lujens, den er im Geiste schon „Bruder Wolf“ nannte, so hatte der junge Mensch es ihm angetan. „Es ist doch zu erstaunlich! Gestern lernte ich Ihre Frau Schwester kennen und heute Sie. Dahinter steckt doch mehr. Und das wollen wir ergründen.“

In dem Lokal saß Wolf von Sellen verträumt und befangen Grabaus gegenüber, ebenso stumm, wie er vorhin be-redet gewesen war. Doch jener ließ sich nicht irre machen. So viel wie diese Puppe Berta hoffte er auch noch zu können. Und seinem warmen, aufrichtigen Freundschaftston gelang es auch bald den Verschlissenen aufzutauen. Erst schüchtern, dann aber mit unaufhaltbarer Macht, als wenn er lange schon nach einem Menschen, dem er sich anvertrauen könnte, Verlangen gehabt hätte, gab Wolf sich ihm hin, erzählte ihm, wie er lebte, woran er litt, womit er kämpfte, was an widerspruchsvollen Kräften in ihm rang. Und mit wachsendem Entzücken nahm Grabaus wahr, welch ein prächtiger, feiner und aufrichtiger Mensch da zum Vorschein kam. Ein Mensch, würdig der Bruder Marie Lujens zu sein.

Seit zwei Jahren lebte Wolf von Sellen in Berlin, hatte ursprünglich das harmlos leichtsinnige Studentenleben seiner Bekannten geteilt, bis eines Tages halb der Zufall, halb innerer Drang ihm den Blick für das soziale Ringen der Zeit geöffnet hatte. Und in einer Stunde war er wie umgewandelt worden. Er zog sich aus dem Kreis seiner Bekannten vollständig zurück, mietete oben im äußersten Norden in einem Hinterhaus ein Zimmer, dessen nackte Säglichkeit er jetzt mit wie beschämten und doch so eindringlichen Worten beschrieb, den weißlichen Schimmel an den Wänden, den feuchten Modergeruch, die sonnenlose Finsternis. Lange Zeit hatte er die früheren Bekannten, die über seine Pläne lachten, ganz gemieden, seine Birtin, eine gewöhnliche Arbeiterfrau ohne Kenntnisse, aber mit feinem Empfinden und Bildungsdrang war fast der einzige Mensch gewesen, mit dem er ein Wort wechselte. Ganz wie ein Proletarier wollte er leben, mit einer wahren Selbstzerstörungswut bemüht, alles, was vom Sohn aus gutem Hause, von dem im warmen Nest Verhäßelchen in ihm steckte, zu zerstören.

Niesenhaft erdrückend stand vor ihm der Koloß des Glends, ungeheuer fast wie die Welt selbst, und er selbst fühlte sich so schwach. Wo die Hand anlegen? Wo beginnen?

So hatte er über ein Jahr gelebt, aber immer wieder waren Tage gekommen, wo es ihn einfach wie eine wilde Gier packte. Dann lief er hinaus, in den Tiergarten, ins Grüne, ging irgend einem Mädchen nach, dessen Lachen ihm wie Erlösung klang. Oder er öffnete die geschlossene Kiste, holte ein Buch hervor, und wenn er drin las, dann war es, als wenn mit übermächtiger Gewalt ein anderer Mensch in ihm erwachte, ein unterdrückter, geknechteter Gefangener. Und dann war ihm, als sei dieser Mensch eigentlich er selbst.

Im vorigen Winter hatte ein Bekannter ihn in das Buchbinderische Haus eingeführt. Und diese Abende waren seine einzige Freude, sein Zusammenhang mit der früher ängstlich gemiedenen Welt. Aber die Fahrten nach dem Westen kamen ihm wie Fahnenflucht vor. Der bessere Rock, den er dann anzog, schien ihm wie ein Raub an anderen. Und immer rang noch unentschieden die Frage, wohin er sich wenden sollte? Immer lauter wurde das Drängen seiner gewaltig unterdrückten Natur, und doch kämpfte er mit bangen Zweifeln, ob sie recht hatte? Ob er ein Recht hatte zum Genuß, zur Freude, in einer Zeit, wo so viele darben?

„Nun,“ sagte Grabaus, „wenn man deshalb kein Recht auf Freude haben sollte, weil so viele leiden, dann müßte die Freude auf alle Ewigkeit aus der Welt verbannt werden. Denn Leid und Glend wird es immer geben, in dieser oder jener Form.“

„Aber wenn ich mich freuen will, dann muß ich den Jammer vergessen. Und ist das nicht feige, einfach das Auge verschließen und dem Leid entfliehen?“

„Das kann feige sein. Aber es braucht es doch nicht zu

sein. Wenn Sie draußen im Freien sind — so einen wunder-schönen Sommernorgen stellen Sie sich vor — die Felder prangen gelb und grün — nun, da wissen Sie ganz genau, in dieser selben Stunde wälzen Kranke sich schlaflos in ihrem Bett, erwarten Sterbende den Tod. Wird aber dieser Gedanke die Freude verbittern, die Sie mit jedem Atemzuge trinken? Sie wissen, auch in dieser Minute gibt es unendliches Leid, und müssen sich dennoch freuen. Denn Leiden ist nicht das einzige Prinzip des Lebens, die Freude ist ihm gleichberechtigt. Und der gesunde Mensch muß beides können: das Leid ertragen und das Glück genießen.“

„Ja, wenn man zum Genuß da wäre.“

„Ach wo, sondern weil man zum Kampf da ist. Weil man seinen Mann stehen soll. Deshalb braucht's Fröhlichkeit. Ich glaube, daß keine Zeit so sehr der fröhlichen Menschen bedürfte wie gerade unsere. Denn nur aus fröhlichem Herzen kommen Schaffenslust und Latenzkraft.“

Versunken hatte der junge Mensch zuerst Grabaus angestarrt, bis seine Augen heller und heller glänzten, und er vor Freude ganz errötete. Eine lange Weile schweig er, dann jagte er:

„Das alles — gefühlt hab ich das ja auch. Ich hab's mir oft gesagt. Aber mir selbst glaubte ich eben nicht. — Ein Jahr wollte ich dort leben. Ganz untertauchen. Die Zeit ist längst vorbei. Und eigentlich warte ich nur auf einen letzten Anstoß. Auf einen Menschen, der — nun eigentlich habe ich immer gehofft, es müßte jemand wie Sie kommen, der mir recht gibt. Ist das nicht merkwürdig, daß ich gerade Sie kennen lerne?“

„Ich hab's doch gesagt, es ist mehr als Zufall!“ antwortete Grabaus übermütig. „Und dabei habe ich das Gefühl, als hätten wir uns schon längst gekannt, seit langen, langen Zeiten schon. Es gibt eben Stunden, die nicht nach Minuten zählen, und Menschen, die — na, kurz und gut, wenn Sie wollen — — ich möchte gern Ihr Freund sein.“

„Ob ich will?“ fragte Wolf, indem er Grabaus Hand ergriff. „Ach Gott“ — und plötzlich gab ein strahlendes Lächeln seinem Gesicht eine frappante Ähnlichkeit mit dem der Schwester — „als ich vorhin von Hause fortging, da wußte ich doch: heute abend passiert mir noch etwas Gutes.“

Ein langes Stück Weges begleitete Grabaus noch seinen neuen Freund, und als er dann endlich Abschied nehmen wollte, kehrte dieser wieder mit um. Und das wiederholten sie mehrere Male. Immer tauchte etwas Neues auf, über das sie sich aussprechen mußten. Der Morgen begann schon zu grauen, als sie endlich wirklich auseinander gingen.

Grabaus hatte dem jungen von Sellen zugeredet, mit seiner alten Wohnung auch gleich Berlin selbst zu verlassen. Warum wollte er sich einmauern in dieser Steinwüste, wo es so schwer war, unter den Millionen ein paar wirkliche Menschen zu finden? Er forderte ihn auf, mit nach Zena zu kommen. Dort konnte er ihm behülflich sein, wenn Wolf außer seinen juristischen noch andere allgemein wissenschaftliche Kollegen hören wollte. Und diese freudig aufgenommene Anregung war, ehe sie auseinander gingen, schon zum festen Entschluß geworden. Von der Schwägerin Berta, überhaupt von der Buchbinderischen Familie hatten die beiden nicht gesprochen. Aber Grabaus hatte das Gefühl, daß sei auch gar nicht nötig, sein Freund würde schon von selbst loskommen.

Doch etwas anderes erfuhr Grabaus, was ihn höchlichst interessierte.

Wolf erzählte ihm, seine Schwester wollte nächsten Sonnabend mit ihrem Gatten ein Fest im Reichstag besuchen. Grabaus hatte vorgehabt, schon Dienstag zu reisen. Jetzt aber stand ihm fest, noch zu bleiben und Marie Luise an diesem Abend wenigstens aus der Ferne zu sehen.

Und wie er dann in seinem schmalen Hotelbett lag und das Licht ausgeblasen hatte, da war das letzte Bild, das ihn im dämmernden Halbtraum umschwebte: ein marmorner weiter Saal, Menschengedränge, Musik und funkelnde Lichter. In der Menge die Schönste aber, die Strahlendste, in der aller Glanz, alle Schönheit zusammenfloß: Marie Luise. Und er selbst, hinter eine Säule gelehnt, in ihrem Anschauen verloren — wie ein armer Bengel, der von der dunklen Straße draußen den hellen Festglanz mitgenießt, sehnsuchtverzehrt, dem Weinen nah und doch erfüllt von heißem Glück.

6.

Am nächsten Morgen erhielt Grabaus diesen Brief:

„Lieber Freund, kommen Sie bitte heut nachmittag zum See. Ich bin von allen verlassen und todunglücklich. Grub. Ihre Maggie Thön. — Bitte, bitte! Kommen Sie bestimmt.“

Gegen fünf Uhr fuhr Grabaus also in die Neustädtische Kirchstraße. Auf sein Schellen öffnete Maryschka vorsichtig einen Türspalt und ließ ihn erst, nachdem sie ihn mit ihrem mißtrauischen Zigeunergesicht prüfend betrachtet hatte, eintreten.

„Ach, Sie sind's! — Ich werd's dem gnädigen Fräulein sagen, daß Sie gekommen sind. Dann wird sie vielleicht aufstehen.“

„Liegt sie denn zu Bett?“

„Seit zwei Tagen. Sie will überhaupt nicht mehr aufstehen. Sie sagt: Wozu? Der Doktor war auch schon da.“

„Ist sie denn krank?“

„Nu, krank nich gerade. Sie hat Herzkrämpfe gehabt. Der Doktor sagt, 's Herz wäre ganz gesund. Nur zu sehr strapaziert. Ja ja kein Wunder.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von Paris nach Rixdorf.

Von Wilhelm Holzamer.

Auch so was ist möglich. Unter Umständen sogar lustig. Und auch nützlich kann es sein. Aber es seien des Lebens holde Möglichkeiten nicht mit Nützlichkeiten belastet. Besonders zur „schönen Reizzeit, wo alle Knospen sprangen“ und — Rixdorf für ein paar Stunden lang des Lebens Ziel und Ende geworden ist.

Manchmal gerät der Mensch auf die schiefe Ebene und weiß nicht wie. Und ist man dann einmal ins Rutschen geraten, so rutscht man mit Jugend-Übunlust weiter. Alles wiederholt sich im Leben. Als Vuben haben wir bei diesen Rutschpartien unsere Hosen am Treppengeländer des Schulhauses und unsere Stiefelsohlen auf den roten Sandsteinplatten des Viaduktes hängen gelassen. Was uns jetzt dabei hängen bleibt, nun, das weiß jeder. Es gilt uns weit mehr; aber schließlich, im ganzen genommen, mehr wert als ein Hosenhintern und ein paar Stiefelsohlen ist's auch nicht. Und Schuster und Schneider wollen auch leben — und alles läßt sich fiden.

Von Paris reißt man sich los wie von einer Geliebten. „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.“ Da hilft die reinlichste Klaffkammerreinigung nichts. Es ist ein verteuftestes Nest, Paris. Es tut einem immer wieder die Arme auf. Und immer wieder sinkt man hinein. Ich schlage drei große Kreuze. Und es ist doch nur ein Abschied auf Zeit, nicht auf Ewigkeit. Aber es hat mir einmal einer gesagt, es ist schwerer — in der Liebe — einen Abschied auf Wochen als auf immer zu nehmen. Er mag recht haben. Paris ist aber die Stadt der Liebe. Im ganz schamhaften Sinne ebenso wie im schamlosesten. (Aber andere Städte sollen in der Schamlosigkeit noch schlimmer sein!) Ich spreche von der Liebe im schamhaften Sinne. In den Champs Elysées blühen die Kastanien, die mit den weißen, hohen Kerzen und den großen, hohen Kronen, blühen die Tulpenbäume und die Rhododendron, blühen die Karzissen und Hyazinthen und Tulpen, die Vergißmeinnicht und Stiefelmütterchen, blüht die Schönheit. Hier sind sogar die Menschen schön, die allüberall — ich spreche nicht von Berlin besonders — so häßlich sind. Hier sind die Kinder so schön und die Ammen, die Damen und die Aachdamen — hier ist die Luft erfüllt von Duft und Schönheit, von Grazie und Glanz, von Dunttheit und Leuchten, und hier ist das Leben Fülle in Bildhaftigkeit und Bildträchtigkeit und überraschendem Bildwechsel. Und hier wird man von Vielen einer und gehört zum Ganzen, und hier ist man allein unter Vielen, ein genießender Beobachter und hält den Weltler an Wege reicher als alle Reichen in der Welt — anderswo. Die Geliebte Paris blüht mit ihren schönsten Blüten, die funkeln und wachsen und leuchten und glühen und ruhen auf dir, wie in Reinheit, wie in Wahrheit, wie in Innigkeit. Und du glaubst an sie und sie halten dich fest . . .

Es sind die Straßen der Arbeit. Sie sind voller Winkel und Ecken, voller Düstern und Verborgenseit. Unheimlich, häßlich, abstoßend. Und du willst ihnen entfliehen. Aber sie halten dich fest. Sie sehen dich an mit traurigen Augen und fordern dein Mitleid, deine Hilfe, deinen Jörn. Sie beleidigen deine menschliche Würde und du klagst sie an bei der Würde der Menschheit. Sie sind wie Gift und Wunden, sie sind wie Brandmal und Schande. Und du bist machtlos und trostlos, und hast nicht Wort, nicht Tat, nur Verachtung und Haß, nur Leid und Elend. Du willst ihnen entfliehen, und sie fragen dich warum. Und sie haben noch tausend andere Fragen und Rätsel, um dich, um die Einrichtungen der Welt, um das Leben. Fragen alle nur um sie selbst, Fragen, die das Schwerste enthalten und Größte, das Feinste und Innigste, das Unheimlichste und Schönste, Fragen von Menschenrecht und Menschlichkeit. Und die Großstadt tut ihre traurigen, düsteren Augen auf und sieht dich

nur an — rührt nicht Arm, nicht Finger nach dir und hält dich doch fest. Sie wird deine verachtete, sündige Geliebte — und wirft dich hin und her zwischen deiner und ihrer Schuld und stößt dich von sich und hält dich dennoch fest. Schmerzlich fest. Mit harten, schweren Ketten.

Wo du dich losreißest von der Schönheit, bleibst dir ein Traum, der wie die Erinnerungen der Jugend dich begleitet. Wo du dich vom Elend löst, bleibst dir eine Erkenntnis, die dir wie ein Brand- und Sklavenmal aufgedrückt ist, daß du unter ihr leidest . . .

Und du gehst über die belebten Boulevards, wo die Menschen sich drängen, und die Ereignisse des Lebens aus aller Welt verflücht werden. Du meinst den Herzschlag dieses großen Organismus zu belauschen, der nur Geschäft ist und Geschäftigkeit, Wissen und Wollen, Streben und Wettkampf, in jedem Sinne, im geistigen wie materiellen und du fühlst dich mit eingeschaltet in diesem Kreislauf und fühlst dich genährt und belebt von diesem Pulsschlag und meinst, du mühest leblos werden und erstarren, wenn du dich von ihm entfernen und lösen wolltest. Und Paris wird eine reife Frau, die alles gewähren kann, was du von ihr forderst, die alles besitzt, an Reiz und Reichtum, was du auch von ihr fordern mögest — und die so viel zu geben und zu gewähren vermag, als ob sie eine Mutter wäre, die dich wie ein Kind an ihre Brust nimmt. Aber es ist nicht immer nährende Kraft in dieser Brust — oft ist sie leer, und oft ist Gift in ihr. Aber es ist eine Mutterbrust, und wir sind Kinder . . .

Draußen weint die Nacht. Diese Riesenraupe Eisenbahn kriecht durch sie hin. Ihre tausend Augen starren in das Dunkel. Sie zieht sich zusammen und streckt sich, sie schnauft und pustet — und überstreckt mit einem Male Weilen und Weilen.

Ein Priester betet sein Brevier, ein alter grauer Jude nicht müde ein, eine kleine Nonne blättert ihr Fabrikheft nach Warschau durch und zuckt dann und wann schmerzhaft zusammen, weil sie zu enge Stiefel an hat, und die beengten Füße die Nachtbequemlichkeit fordern. Zwei Belgier welschen ihren Dialekt, und eine Frau ist Apfelsinen und Kuchen, Bonbons und birre Pflaumen und schmagt wie ein junges Ferkel, das sich gütlich tut. Ich lehne in die Ecke und beobachte und sinne, denk Schönes und Häßliches und geh an der Schnur vergangener Tage zu neuen Tagen und fühl sich alles runden, zu Leiden oder Freude — und schlafe ein in ein sanfteres Sein, wo das Rasteln der Räder und Säulen und Stampfen, Schnaufen und Stößen der Maschine eine liebliche Melodie und ein wogender Gesang wird. Die Sterne der Horen verblassen, einer nach dem anderen — und die Nacht weint. Der rauschende Regen klingt in meinen Schlaf.

Im ersten Morgenrauen wach ich auf. Ferne hebt sich's von den Hängen. Blasse Schleier. Leise zittert's und schwebt's, flimmert's und flattert's um helles Wirkengrün und dunkles Grün der Tannen. Durch die ruhenden Felder träumt der Bach. In den gezogenen Furchen blüht der Morgen. Ferne, an den verdämmerten Hängen, steigt seine Rode auf. Die bunten Dörfer schweigen. Fragend ins Land sieht von den Türmen der blinkende Hahn. Ein früher Bauer geht übers Feld, den geraden, verlorenen Weg, der von Einsamkeit zu Einsamkeit führt. Zu uns heran drängen sich die gedehnten Wiesen in ihrem frischen Grün. Schwarze Röhre weiden auf ihnen. Hohe Schornsteine ragen auf, dunkle Hügel drohen. Geballter Rauch verhüllt den Seidenglanz des Morgenhimmels. Fabrik an Fabrik, aus breiten Schloten schwellen die roten Flammen. Unheimlich leuchten ihre glühenden Jungen ins Leere, die Räder saufen, die Maschinen knurren. Wir fahren durch das „schwarze Land“. Da ist keine Ruh. Da sind die Menschen stetig an der Arbeit. Breite Gestalten bewegen sich wie Ameisen geschäftig. Harte, gleichgültige Blicke sehen zu uns her. Die Arbeit ist hier gigantisch. Gigantisch der Fleiß, die Kraft, der Mut, die Ausdauer, das Werk der Menschen. Die kleine Nonne hatte dem Priester nach seinem Brevier die Karten gelegt. Es sollte die Zeit vertrieben werden. Jetzt steht er da in seiner schwarzen Coutane und dem aufgebogenen Jesuitenhut und sieht hinaus ins schwarze Land, wo die Menschen die Erde durchwühlt und sich untertan gemacht haben, und Berge aufgehäuft haben, wie die Natur an ihren Schöpfungstagen, unheimlich, unfruchtbar — fürchtbar. „Das ist gewaltig wie die Pyramiden,“ sagt er zu mir. „Ja, und leider sind's auch Begräbnisstätten, nur in einem anderen Sinne,“ erwidere ich ihm. „Das Leben ist schwer,“ fällt die Kleine ein — und ich fahr nach Warschau, oh la la!“ Der alte Jude reißt sich die wunden Augen und sieht die Kleine an und sagt: „Sie sind jung, Fräulein, man muß viel aushalten. Wenn man's nur kann, wenn man's nur kann, ja!“

Und wir können uns alle nicht des Morgens freuen, der strahlend heraufgestiegen ist, frühlingschön auch hier in dem schwarzen Lande, wo die Menschen die Schächte ins Dunkel graben, daß es Licht werde. Denn es muß doch alles sein für das Licht, und zu Licht und Morgen strebt doch alles.

„Deutschland, ein Frühlingmärchen“ — wenn man sich jetzt den Heinrich Heine vom Montmartre-Friedhof holen und zur Seite setzen könnte! Strahlender wächst der Tag, blühender wird das Land, heiterer blüht die Natur. Die Berge und Hügel rücken heran, die stillen Bäche und Kanäle begleiten uns, die Thäler grühen zu uns her Wirken und Baweln stehen im Glanz der Sonne blau ist der

Himmel, und weiße Wöllchen schäfern über ihn hin. Von den Höhen bliden die Dörfer herab, die spitzen Türme, die stolzen Villen, an flachen Ufern tummeln sich muntere Kinder, fern klingt eine Glocke, im Sonntagsputz gehen die Menschen zur Kirchenseier.

Belgien ist durchfahren — ein fremdlicher deutscher Zollbeamter hat uns den ersten Eindruck des Vaterlandes nicht vererbt, er war höflich — die ersten deutschen Worte schnitten nicht gar zu scharf ins Ohr. Aachen, die alte Kaiserstadt grüßt heraus aus ihrem Tale, in dem sie sich behaglich dehnt. Köln erspähen wir, und dem Rhein erschließt sich das Herz. Er ist geblieben, wie er war. Ich bin geliebt, wie ich war. Ich werd' wie ein Kind, wenn ich ihn wiedersehe. Ich war Kind mit ihm, ich bin Kind geblieben für ihn. Das Rheinkind, das sich seiner Liebe gar nicht schämt, gar nicht schämt, wie einfältig es ist und weichmütig — und herzhaft seine Träne zerdrückt. Was schiert mich jetzt Bäckelhaube und deutsche Unhöflichkeit, Polizeivorschrift und schnarrende Beamtenstimmen — Rhein, ich grüße dich! dich liebt man anders, wie Paris. Diese Liebe ist anders, die stört nicht die Zeit, die ändern nicht die Ereignisse, mit der ist man verwachsen in fruchtbarer Innigkeit. Die läßt man nicht, die bleibt bei einem in der Fremde, in Freud und Leid, Mutter und Schwester, Freundin und Geliebte. Die verliert sich nicht, sie bildet das Wesen und bewurzelt es. Die ist selbst stärker als unsere Schwärmerei — die erträgt das Belächeln.

„Deutschland, ein Frühlingmärchen“ — Heinrich Heine fände die Worte dafür. Durch Industrieland, durch Heide- und Flußland, durch Gebirge und Ebene in den Sonntag hinein, der voll des Frühlings ist.

Selbst Rixdorf wird einem da zum Eldorado, sogar Berlin wird schön.

Wie freuten wir uns, wenn wir das Treppengeländer heruntergerittigt und die roten Sandsteinplatten des Viadukts hinuntergeglitten waren. Muß es denn immer aufwärts gehen? Auch abwärts ist einmal schön. Und es ist nur einmal Frühling im Jahre, wie man nur einmal jung ist.

So sitze ich in Rixdorf wie ein Mailäfer vor grünenden Bäumen. Und die mich belächeln, wissen gar nicht, wie behaglich so ein Mailäfergefühl ist. In dem ist die Welt überall neu zu entdecken.

Kleines feuilleton.

es. Die zweite Ausstellung des deutschen Künstlerbundes wurde am Donnerstag der Presse zugänglich gemacht. Zum erstenmal findet die Ausstellung in Berlin statt und zwar wird das neue Gebäude der Sezession am Kurfürstendamm damit eröffnet. Die Anlage ist so, daß das Ausstellungsgebäude zurückliegt. Gollengänge umrahmen von beiden Seiten den Vorplatz. Das ganze macht architektonisch einen freien und großen Eindruck; einfach sind die Linien der Fenster und Balustraden. In jeder Etage zieht sich ein Balkon um die ganze Front herum. Allerdings, es galt, mit dem Raum zu zeigen, der nicht allzu reichlich zur Verfügung stand. Innerhalb dieser Beschränkung aber ist das Mögliche geleistet worden. Augenscheinlich legt ja auch die Sezession keinen allzugroßen Wert auf die Mitwirkung der Architektur. Das Gebäude soll als solches nicht hervortreten. Es dient nur als Mittel, indem es den Bildern, die die Hauptsache sind, auf die sich das Augenmerk konzentrieren soll, Raum und Unterschlupf gewährt. In dieser Beziehung hält sich die Sezession frei von dem modernen Bestreben, ein Gesamtbild der Künste zu geben. Sie will ihren Bildern das Hauptinteresse erhalten. Was an Kunstgewerbe vorhanden ist, ist verschwindend, ein gestickter Wandteppich und kunstgewerbliche Gegenstände der Wiener Werkstätte, Arbeiten in Silber, Gold, Leder, Holz und Papier von Joseph Hofmann und Koloman Moser. Die Architektur fehlt ganz. Und Innenräume sind auch nicht vertreten. Damit stellt sich die Sezession in Gegensatz zu dem modernen Ausstellungsprinzip, das nach ihrem Auftreten aufkam und das namentlich in Dresden mit großem Geschmack ausgestaltet wurde.

Für die Sache selbst ist das förderlich. Zweifelsohne wird die Sezession in späteren Jahren einmal auch diesen Schritt machen, sowie die Verhältnisse es ihr gestatten. Wie die Dinge jetzt stehen, kann man hier in geschmackvoller Umgebung eine Reihe guter, ja vorzüglicher Bilder sehen. Die Wandbekleidung ist grün, der Bodenbelag graublau. Die Bilder präsentieren sich auf diesem Hintergrund gut. Die Räume sind nicht so groß, daß sie die intime Wirkung töten, andererseits nicht so klein, daß für größere Bilder der Ueberblick mangelt. Man sieht das einzelne Werk, und man hat von jedem Saal einen ganzen Eindruck, der sich dank der guten Anordnung schnell einprägt.

Es sind im ganzen neun Säle, die sich um einen großen Hauptsaal, der in der Mitte liegt, gruppieren. Der Grundriß ist denkbar einfach. Der Plastik ist der hintere Längssaal gewidmet. Dort überwiegt Ling er mit drei Büsten, einem Entwurf zum Verhms-Denkmal und drei Arbeiten in Marmor und Bronze. Einige plastische Arbeiten sind noch in die anderen Säle verteilt, so G a u l s Löwe und Adler. Außer diesen sind noch G a h n, H i l d e b r a n d t, H e i n e, S t u d und L u a i l l o n mit plastischen Werken vertreten.

Die Bilder sind so gehängt, daß sich ein Gesamtbild der heute schaffenden, modernen Künstler ungefähr ergibt. Die Trennung nach Städten ist nicht beibehalten worden. Es entspricht dies den Grund-

sätzen des Bundes, der eine Einheit darstellen soll. Manche Bilder kennt man schon, ja man hat sie schon auf früheren Jahresausstellungen gesehen. Sogar aus Privatbesitz kommen einige Werke. Im allgemeinen begegnen einem die altbekannten Namen und der Wert der Ausstellung liegt in dem stetigen, ruhigen Fortschreiten, in dem Ausbauen des Neuen, in dem Erreichen eines achtbaren Allgemeinniveaus. Daß dabei immer noch sogenannte Schlagler sich breit machen, ist anscheinend nicht zu vermeiden. Korinth liefert solche immer wieder. Es ist ein gutes Zeichen, daß man ruhig daran vorübergeht und auch da noch die rohe Erde immerhin anerkennt. Liebermann tritt zurück. Auch er leih zwei Bilder, die schon im Besitz der Bremer Kunsthalle sind. H e r. L e i s t i k o w gibt einmal feine, teils schon bekannte Arbeiten, Landschaften. v. H o f m a n n ist mit einer ganzen Reihe bunter Mädchenszenen, Skizzen in farbenfroher Manier vertreten. Der Wiener Maler K l i m t stellt eine große Anzahl dekorativer Arbeiten aus. Gute Porträts sind von K a l d r e u t h, dem Vorsitzenden des Bundes, zu sehen. Landschaften und Porträts von T r ü b n e r, Werke von U h d e, T h o m a, S l e v o g t, ergänzen die Reihe der bekannten Namen.

Neben diesen marschieren eine Anzahl weniger bekannter Künstler auf, die beweisen, daß eine Schule sich allmählich ausbildet, die den Lehren der Sezession folgt. Dieser Gedanke der Propaganda ist diesmal besonders ausgesprochen worden. Im Vorwort des Katalogs heißt es: „Wir wollen versuchen, für die Gedanken, die wir in der Kunst für die richtigen halten, auch durch andere Unternehmungen zu wirken. Deren erste soll die Gründung einer Stätte in Florenz für freie Künstler werden.“ Gemeint ist damit die Künstlerkolonie Villa Romana, die der deutsche Künstlerbund in Florenz angekauft hat. „Der Zweck dieses Unternehmens“ — so heißt es in dem Katalog — „ist, talentvollen Künstlern Gelegenheit zu geben, eine Zeitlang in Ruhe an schönem Orte zu arbeiten und zugleich vor den in Florenz so reich vertretenen Kunstwerken aller Epochen, aller Stile mit sich und ihrer Kunst zu Rate zu gehen.“

Im Prinzip erscheint es eigentümlich, daß die Sezession wieder daran geht, Italienspilger in der Kunst zu züchten. Die alte Richtung hat damit schon genug getan. Zudem erfreut sich der größte Teil der Sezessionskünstler der pekuniären Mittel, aus eigener Tasche sich diese Reise ohne Ueberlegung leisten zu können. Gerade der junge Nachwuchs, der in Betracht kommen könnte, ist damit gut versehen. Und die Älteren, die kämpfen mußten, sind zu Ansehen und Würden gekommen. Für wen also diese Institution gelten soll, ist eigentlich unklar. Mit diesem erneuten Hinweis auf die alte Verführerin „Italien“ scheint kein glücklicher Griff getan zu sein, und eher hätte die Sezession auf das eigene Land verweisen sollen und auf die Länder gleicher und aufsteigender Kultur: Frankreich, England, Amerika. In dieser Ausstellung sollen sieben Künstler ausgewählt werden. Wir werden sehen, wen es treffen wird, und späterhin werden wir sehen, was dabei herauskommt.

Der einzige, der einen ganzen Saal für sich erhielt, ist der Schweizer H o d l e r, dessen dekorative Entwürfe einen großen, monumentalen Zug zeigen.

Im ganzen sind 281 Arbeiten ausgestellt. Davon 193 Delbilder, 35 Werke der Schwarz-Weißkunst, 48 plastische Arbeiten, denen sich das Kunstgewerbe anschließt.

Das farbenschöne Plakat von Th. Th. Heine kündigt an, daß die Ausstellung vom Sonnabend ab allgemein zugänglich ist. Bis dahin muß aber noch energig gearbeitet werden. Vieles ist noch unfertig und macht einen provisorischen Eindruck.

ie. Chinesische Instrumente. In China wird auch Musik gemacht, aber sie ist auch danach. Auch beim besten Willen, die Kultur der Chinesen als eine hochstehende anzuerkennen, wird man sich kaum dazu entschließen können, die Chinesen auch in musikalischer Beziehung zu den gebildeten Menschen zu rechnen. Dabei haben sie sich gar nicht wenig mit der Musik abgegeben, wie die Fülle von Instrumenten beweist, die im Reich der Mitte in Gebrauch sind. Da ist zunächst eine große Zahl von Schlaginstrumenten. Außer den Triangeln, Kastagnetten, die wie überall zur Hervorhebung des Taktes und des Rhythmus dienen, sind zunächst verschiedene Formen der Trommeln und Pauken vorhanden. Zu diesen sind große Platten mit breiten Rändern zu rechnen, die mit den Händen gehalten und gegen einander geschlagen einen betäubenden Lärm geben. Nicht weniger stark wirken die chinesischen Trommeln. Die Tambouren kennen dort nur einzelne Schläge und keine Wirbel, aber sie haben ein außergewöhnliches Taktgefühl. Chinesisch ist auch die Heimat des Gong, der in einer runden Bronzeplatte mit erhabenem Rand besteht. Man unterscheidet ein männliches Gong, mit einseitiger Fläche, und ein weibliches, mit einer Höhlung in der Mitte. Geschlagen wird es mit einem Schlägel; der Ton wechselt nach dem Durchmesser und der Dicke der Scheibe. Die Chineser besitzen in der Herstellung dieses Instruments eine unerreichte Meisterschaft. Man findet kleine Gongs von nicht mehr als 12 Zentimeter Durchmesser, die beim Schlag mit einem winzigen Hammer einen betäubenden Ton geben; diese Tontönen haben aber für ein europäisches Ohr etwas schmerzhaftes, auch abgesehen von der Stärke. Die Hausierer pflegen in den Straßen der chinesischen Städte die Gongs zu benutzen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken. Gongs von beträchtlicher Größe werden den Mandarinen vorausgetragen, und die Zahl der Schläge, die sich in bestimmten Zeiträumen wiederholen, zeigt die

Rang des Beamten an. Glöden werden gewöhnlich nur aus Gußeisen hergestellt, nur in Ausnahmefällen mit einer Beimischung von Kupfer. Das Eisen wird meist von alten Kochtöpfen genommen. Man kann sich denken, daß auch diese musikalischen Instrumente nicht besonders Klangvoll sind. Die chinesischen Glöden werden in zwei Gruppen geteilt, in solche mit und ohne Flügel; erstere werden bevorzugt, weil die Leute glauben, daß die Schönheit des Tons durch diese Anhänge gewinnt. Auf der Oberseite der Glöde befinden sich immer eine oder mehrere Oeffnungen, die den Schall aus der Glöde herauslassen sollen. Als einmal ein Missionar eine solche Glöde ohne Löcher gesehen ließ, konnten die Chinesen gar nicht begreifen, wie sie überhaupt irgend einen Ton geben könnte. Unter den Blasinstrumenten ist eine Art von kleiner Orgel zu nennen, die aus einem Bündel von 17 Bambusrohren besteht. Sie gleicht äußerlich den tragbaren Orgeln der Hausierer aus unserem Mittelalter. Der Spieler hält das Instrument in den Händen und bläst die Luft durch ein Rohr ein. Die einzelnen Töne werden durch das Spiel der Finger auf einer Anzahl von Löchern hervorgerufen. Ein anderes Instrument besteht aus einem einzigen, etwa 15 Zentimeter langen Bambusrohr, das von einigen Löchern durchbohrt ist und als Mundstück ein noch größeres und weiches Stück Rohr besitzt. Diese Art von Oboe kostet in China nur wenige Pfennige und zeichnet sich durch einen schreienden Ton aus. Gewöhnlich stellt sie sich der Chineser selbst her. Da die Löcher oft mit mangelhafter Genauigkeit angebracht werden, so läßt auch die Reinheit der Intervalle gewöhnlich viel zu wünschen übrig. Dafür sind diese so laut, daß zwei von ihnen ein Konzert von zwanzig Geigen mit Leichtigkeit übertönen könnten. Dann gibt es noch ein Instrument, das ziemlich genau unserer Querflöte entspricht und auch aus Bambus hergestellt wird. Es besitzt oft noch eine besondere Oeffnung, die mit einem Stück Goldschlägerhaut oder einem Stück Rinde von frischem Rohr zugeseilt werden kann und dann dem Ton etwas Durchdringendes verleiht. Eine andere Bambusflöte erinnert durch einen mehr weichen Ton etwas an die Klarinette. Die chinesische Violine besteht aus einem Zylinder an einem übermäßig langen Griff. Als Saiten dienen gedrehte Seidenfäden, die mit großen Wirbeln aufgezogen werden. Der Klang ist nicht immer ohne Reiz, aber wegen der Beschaffenheit der Saiten und wegen des kleinen Resonanzkastens dünn und scharf. Für Harmonie haben die Chinesen sehr wenig Verständnis. Ein Missionar erzählte, wie eine chinesische Kapelle einen Marsch spielen wollte, den sie von einer europäischen Kapelle gehört hatte. Der Erfolg war wunderbar, denn jedes Instrument spielte in einer anderen Tonart. Trotzdem schienen die chinesischen Musiker mit ihrer Leistung sehr zufrieden. —

Theater.

Schiller-Theater O. „Der artesische Brunnen“. Märchenposse mit Gesang und Tanz in vier Aufzügen von Gustav Raeder. — Der traditionelle Glaube an die gute alte Berliner Posse, die da vor sechs bis vier Jahrzehnten geblüht habe und dann durch einen entarteten geistlosen Nachwuchs verdrängt worden sei, ist schon durch frühere Ausgrabungen des Schiller-Theaters arg ins Wanken gebracht. Hört man die Späße, über welche unsere Väter und Großmütter gelacht, heute wieder einmal von der Bühne, so scheint einem die Posenkost des damaligen Geschlechts, obwohl manchmal gesünder, so doch, was Geist und Wit betrifft, ganz ähnlich salzlos wie die im Wolf Ernst-Theater später aufgetischten Gerichte. Aber Raeders, eines Dresdlauers, „Artesischer Brunnen“, ein Theaterereignis des Jahres 1945, nimmt sich, auch abgesehen von der Gemeinsamkeit des geistigen Defizits, der Art, dem Genre nach, nicht anders als ein zurückdatierter Wolf Ernst an. Das A und O ist hier die Ausstattung. Das Märchenhafte, das der Titel verspricht, dient dem Verfasser nur als Vorwand, um eine möglichst große Menge hübscher Dekorationen, seltsamer Kostüme, weiblicher Posenstatistiker, misitärischer Paraden, bengalisch beleuchteter Gruppen, Balletts und leichter Couplets anzubringen. In größerem Umfang und mit entschiedener Verachtung alles inneren Zusammenhanges sind diese handfesten und bequemen Hilfstruppen, durch welche die Mühe des Ersüßens sich auf ein Minimum reduziert, auch von den jüngeren Poffenfabrikanten kaum mobil gemacht. — Ein Vater, der dem Sohne die Auserwählte durchaus nicht heiraten lassen will, und ein dem häuslichen Pantoffelregiment entschlossener Hausknecht mit dem Stichwort: „Meine Mittel erlauben mir das!“ werden durch einen dem Brunnen entstiegene Vergesselt, ein Dämonchen in schmucken Knappenkostüm, mitten durch das Brunnenloch und das Erdinnere hindurch nach Afrika zu den kämpfenden Arabern und Franzosen geführt, wo dann für Oalistenkänge, weibliche Armeekorps u. dgl. m. splendid geforgt ist. Dort treffen sich Vater und Sohn, es gibt Veröhnung und nach der Rückkehr selbstverständlich die ersehnte Hochzeit, während der Hausknecht den Umweg über den Nordpol wählt und dafelbst mitten unter einer Eisbären-Gefolgschaft von seiner reuigen bösen Sieben zurückkehrt wird. Die spärlich eingestreuten „Witze“ machen den Eindruck grauen Altersums, sie können selbst vor fünfzig Jahren unmöglich neu gewesen sein. Am ehesten hatte noch die Nordpolzogene einen gewissen Schein von Munterkeit.

Als mildernder Umstand für den lauten Weisall des Publikums kann wohl die unwichtige Komik Schmaw's, die auch aus dieser dürftigen Hausknechtsrolle noch überraschende Effekte herauszuholen

wußte, gelten. Fräulein Tharau, die den Vergesselt in seinen mannigfachen Verwandlungen darzustellen hatte, erfreute in Spiel, Gesang und Tanz durch leichte Anmut. —

Geographisches.

rt. Die Wasserfrage in Südmarokko. Der Süden von Marokko besteht seiner geologischen Natur nach aus weiten Devonischen und Ablagerungen der Steinkohlenzeit. Die letzteren werden indes an Stellen, wo sie möglicherweise Kohlenflöße bergen, von jüngeren Schichten überlagert. Diese alten Formationen ihrerseits ruhen wieder auf noch älteren kristallinen Schichten, die jedoch an manchen Stellen Marokkos zutage treten und auch weiterhin in der Sahara im Verein mit dem devonischen Ton und den Steinkohlenablagerungen die Bodenoberfläche bilden. Die jüngeren Schichten setzen sich bis zum Oberlauf des Niger und dem Hinterland der Eisenbeinküste fort und bergen dort sicher Gold. Die jüngeren Ablagerungen, welche das Karbon in Südmarokko überlagern, sind meist in der Kreidezeit entstanden. Im Westen hat aber der Wind die Steinkohlenablagerungen gänzlich bloßgelegt und das Land zur vollständigen Wüste mit wandernden Dünen gemacht. Der Aufenthalt des Menschen in diesen trockenen Gegenden des marokkanischen Südens ist an das Wasser gebunden, das dort doch so außerordentlich selten ist. Im Süden von Alger und Tunis sind die Franzosen durch Anlegung von artesischen Brunnen weit in das Wüstengebiet vorgedrungen. Es fragt sich nun, ob der Süden von Marokko der Anlegung solcher Brunnen günstig ist. Nach den Ausführungen des Bergwerks-Ingenieurs D. Lezat in „La Nature“ kommen als Schichten, die das Regenwasser durchdringen lassen, nur die Sandsteine der Devon- und Kreidezeit in Betracht, die von einander durch Lagen von Schiefer und Ton der Steinkohlenzeit getrennt werden, welche ihrerseits für Wasser undurchlässig sind. Undurchlässig sind auch die alten kristallinen Schichten. Um zu Wasser zu gelangen, würden also artesische Brunnen durch die undurchdringlichen Schichten zu bohren sein, um zu den wasserführenden Schichten zu gelangen. Da die der Zeit nach aufeinanderfolgenden Ablagerungen keineswegs immer über einander lagen, sondern im Laufe der geologischen Epochen oft aus dem Gleichgewicht gebracht, steil aufgerichtet oder gar überkippt worden sind, so muß vor der Anlage der Brunnen das Terrain erst genau sondiert werden. Am Fuße von Gebirgen braucht der Fels oft nur wenige Meter tief angebohrt zu werden, um eine künstliche Quelle zu erzeugen, welche durch höher gelegene Wasserreservoirs zwischen undurchdringlichen Schichten gespeist wird. Auf manchen Gebirgen kommen noch schöne Eichenwälder vor, aber die Hochplateaus, aus denen der Süden Marokkos zum größten Teile besteht, sind dürr, sandig und tragen nur eine armselige Vegetation, von der sich Schafen, Ziegen und Kamele nähren. Die durchschnittliche Regenmenge beträgt hier im Jahre nur 200 Millimeter. Die Wasserfrage ist also hier von größter Wichtigkeit. Leider ist aber das Wasser, das die bisher existierenden wenigen Brunnen liefern, von sehr schlechter Qualität. Das Regenwasser, das in den Boden sickert, nimmt eine Menge von Salzen auf, die in den Schichten enthalten sind. Wirklich gut ist allein das Wasser, das nur durch die oberen, vom Winde aufgehäuftten Sandschichten gedrungen ist. Solches „Dünenwasser“ ist nur leider sehr selten. Dagegen ist der Reichtum der tieferen Schichten an Wasser erheblich, und nur bei Ausnutzung dieses Reichtums kann sich europäische Kultur hier im Norden der Sahara verbreiten. Die Bevölkerung, die mit ihren Herden bald hierhin, bald dorthin wandern muß und bei ihrem unsietigen Leben zur Vagabondage und Händereien verführt wird, könnte sich bei regelmäßiger Wasserversorgung an größere Seßhaftigkeit gewöhnen, die wiederum ihre rauhen Sitten mildern würde. —

Humoristisches.

— Augenlust, Fleischelust und Hoffärtiges Wesen. Der „Frankf. Jtg.“ wird geschrieben: Der Herr Superintendent hält Kirchenvisitation in einem kleinen Bauerndorf. Nach Prüfung der Jugend und beendetem Gottesdienst versammelt er den Kirchenvorstand, um das Ergebnis seiner Untersuchung zu verkünden. Auf die gefechlich vorgeschriebene Frage: „Nun, wie sind Sie denn mit Ihrem Herrn Pfarrer zufrieden?“ antwortet das Oberhaupt des Dorfes:

„Meer sei joa met unserm Herrn Berner souweit sefirrel Daver ebbes hun mer doach ausjesse. Er prerriegt immer doassellwige: Bun der Augenlust, Fleischelust un dem hoffärtige Wese. Au misse mir Bauern oaver die Frage bun froi bes Speet uffhaale, sunst kumme mer net zom Mierige. Des Vagensthaale es oaver doach Iaa' Lust un Iaa' Sünne. — Um dann die Fleischelust! Mir Bauern huns net iwä die Staadlent, mir kräte anher unserm Bisse Schweineslaach nur an de Festdoage e wink groin Mendfisch uff de Desch. Des es doach gewes Iaa' Sünne nett. — Um bun hoffärtige Wese je verre! Su e Wese hu ich noch bei lam anzige gesieh'. Bammer emool in die Staadt welle, soahrn mer uff unsern Mest- un Boulwähe. Der Herr Berner deht werlich gescheiter, uns däi drei Sache net immer wirrer birzehaale!“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 21. Mai.